

Traum und Wirklichkeit der Helene Druskowitz

Abstract: Dream and Reality of Helene Druskowitz. The article focuses on the writer and scholar Helene Druskowitz, the first female person in 19th century Austria holding a PhD (Dr. phil.). Born to a family of haute bourgeoisie, Druskowitz did her studies in philosophy, classics and modern languages, oriental and German studies, and archeology at the university of Zurich, Switzerland, during a period before Germany or Austria had opened their universities to women. The first part of the article deals with the specific situation of a female student at the university of Zurich in the 1870ies, the second part reflects the outcome of such an experience, the establishing of a social network in which Helene Druskowitz as a philosopher, intellectual, and writer became a part of. The ambiguity and ambivalence between a scholarly type and an artist's type, which was central for Druskowitz, who later in her life time became a psychiatric patient confined behind the walls of several hospitals, led to aesthetic procedures oriented on irony and satire, enabling her not only to reflect her societal role as a female scholar but also her experiences as a university student in Zurich.

Key Words: Helene Druskowitz, Early Feminism, Female Scholar, University of Zurich, Academic Citizenship, Scholarly Type, Aristocracy of Intellect.

Vorbemerkung

Die Schriftstellerin und Gelehrte Helene Druskowitz, die dem Wiener Großbürgertum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert entstammte, gilt bis heute auch als erste promovierte Akademikerin in Österreich. Ihr Abschluss erfolgte an der Universität Zürich im Jahr 1878 nach dem Studium der Philosophie, der klassischen Philologie, der Archäologie, der Orientalistik, der Germanistik und moderner Sprachen.

Im Rahmen des Themenschwerpunktes der ÖZG „Die ‚Stämme‘ der Akademie“ wird vor allem „die Studentin“ Helene Druskowitz ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Dabei verfolge ich zwei Thesen:

1. „Die Studentin“ Helene Druskowitz war als Einzelfall insofern typisch für eine Tochter aus dem großbürgerlichen Milieu Wiens, weil sie aufgrund ihrer Herkunft die Möglichkeit hatte, in Zürich zu studieren.
2. „Die Studentin“ Helene Druskowitz figurierte in jener Zeit als Ausnahmeerscheinung in einem misogynen Umfeld, indem sie ein hohes Leistungsethos mit der Assimilation an den Gelehrtentypus verband.

Der erste Teil meines Aufsatzes widmet sich daher dem Umfeld der modernen Forschungsuniversität humboldtscher Prägung – als Referenzrahmen zum Themenschwerpunkt der vorliegenden Zeitschrift – und der Entscheidung der Universität Zürich, erstmals Frauen zum universitären Studium zuzulassen. Erörtert werden die Zulassungs- und Studienbedingungen des sogenannten Frauenstudiums im Umfeld einer männerbündisch strukturierten wissenschaftlichen Stammesgesellschaft zu Helene Druskowitz' Studienzeit zwischen 1874 und 1878, sowie die dahinterliegenden Motive und Prozesse im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne.

Verschränkt wird dieser erste Teil mit Ergebnissen bisheriger Rekonstruktionsversuche zu Leben und Werk von Helene Druskowitz, die vorwiegend im Rahmen der Literaturwissenschaft und der außeruniversitären feministischen Forschung geleistet worden sind.

Der zweite Teil folgt dem umgekehrten Prozess: Der Einzelfall Helene Druskowitz nach ihrer Studienzeit bis zu ihrer Einweisung in die Psychiatrie (1891) wird in den Mittelpunkt gerückt mit dem Ziel, Spuren einer intellektuellen Biografie im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ambitionen sichtbar zu machen.

Einerseits wird nach der Bildungsbiografie, die selbst für bürgerliche Töchter jener Zeit eine Ausnahme darstellte, insbesondere nach dem Denk- und Lebensstil, die mit dem sozialen Netzwerk kollidierten, gefragt. Andererseits habe ich im zweiten Teil des Aufsatzes vor, die Ambiguität zwischen Gelehrtentypus und Künstlertypus, wie sie Druskowitz meines Erachtens verkörperte, darzulegen. Ich präsentiere die These, dass das aus dieser Ambiguität erwachsende literaturästhetische Verfahren der Ironie und Satire bei Helene Druskowitz ein Mittel war, um nicht nur geschlechtsspezifische bürgerliche Erziehungskonzepte und Reformbestrebungen in Bildung und Wissenschaft kritisch zu reflektieren, sondern auch ihre Erfahrungen als Studentin an der Universität Zürich zu verarbeiten.

Eine frühe Recherche

Meine ersten Recherchen zu der an der Universität Zürich 1878 promovierten Helene Druskowitz¹ unternahm ich schon in den Jahren 1982 und 1983.² Meine Forschungsinteressen als damalige Studentin der Philosophie, Germanistik und Geschichte an der Universität Wien galten – neben ideengeschichtlicher Spurensuche zur deutschen Frühromantik und zum Frühsozialismus in Frankreich für mein Dissertationsvorhaben der Philosophie – auch der Wiener Moderne und ihren Schriftstellerinnen. Einen privaten Besuch in Berlin nützte ich für einen Besuch in der Staatsbibliothek, um in Wien aufgefundenen bibliografischen Hinweisen³ zum Namen „Helene Druskowitz“ nachzugehen. Dort entdeckte ich unter anderem ihre Dissertation⁴ und den von Anton Bettelheim edierten Briefwechsel zwischen Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer im Zusammenhang mit dem Namen „Helene Druscovich“.⁵ Dieser Briefwechsel bildet bis heute die Hauptgrundlage für die fragmentarische Rekonstruktion eines sozialen Netzwerkes in Druskowitz' Leben.

In seinem Nachwort zu diesem Briefwechsel zitiert der Herausgeber Bettelheim einen damaligen Gutachter und Prüfer von Helene Druskowitz, Gerold Meyer von Konau. Dieser lehrte von 1872 bis 1920 als ordentlicher Professor Geschichte an der Universität Zürich, zugeordnet der damaligen philosophischen Fakultät (Sektion I mit philosophischer, sprachlicher und historischer Ausrichtung). Jahrzehnte später und verständlicherweise nur noch vage erinnerte er sich, Bettelheim zufolge, an die „cand. phil. Druskowitz“: „Wenn ich nicht irre,“ so der Professor, „war ich als Examinator beteiligt, wie sie denn auch ohne Zweifel bei mir Collegien hörte. Doch steht sie bei mir in gutem Andenken.“⁶ Bettelheim hatte nach dem Tod von Helene Druskowitz im Jahr 1918 um Auskunft ersucht.

Ich brachte also zu Beginn der 1980er Jahre in Erfahrung, dass die Schriftstellerin Druskowitz die erste Frau mit dem akademischen Grad Dr. phil.⁷ in Österreich ist. Der in Zürich erworbene Studienabschluss erfolgte zu einem Zeitpunkt, als Universitätsrektoren des wilhelminischen Preußen und der Österreich-ungarischen Habsburgermonarchie das Immatrikulationsrecht für Frauen zum regulären Universitätsstudium noch gar nicht in Erwägung gezogen hatten.

Meine damaligen Rechercheergebnisse fanden schließlich Ausdruck in einer feministischen Zeitschrift,⁸ in einem Essay, den ich entlang des von Bettelheim herausgegebenen Briefwechsels zwischen Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer und unter erwähnender Einbeziehung einiger philosophischer Schriften von Helene Druskowitz, die ich ebenfalls in der Berliner Staatsbibliothek gefunden hatte,⁹ entwickelte.

In den 1990er Jahren fanden meine Ergebnisse in kulturgeschichtlichen Publikationen zum Thema Frauen der Wiener Moderne ihren erweiterten Niederschlag.¹⁰ Darin äußerte ich mich schon skeptisch gegenüber bestimmten nachträglichen feministischen Interpretationen¹¹ zum Schicksal von Helene Druskowitz.

Ihre bis heute am meisten diskutierte Schrift aus dem Jahr 1905, *Pessimistische Cardinalsätze. Ein Vademecum für die freiesten Geister*,¹² lässt Antworten bezüglich dieser letzten Schrift und vor allem zu den Umständen ihrer Veröffentlichung¹³ aus Gründen der historischen Quellenlage nicht eindeutig zu. Ich stimme jedoch der Einschätzung der österreichischen Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin Petra Nachbaur zu, dass die *Pessimistischen Cardinalsätze* eines „der über die Zeiten herausragenden Zeugnisse weiblichen Anti-Antifeminismus“¹⁴ seien, obwohl Helene Druskowitz zum Zeitpunkt der Publikation bereits vierzehn Jahre lang Patientin in geschlossenen psychiatrischen Anstalten gewesen war.

Nach der Einweisung in die damalige Dresdner Irrenanstalt 1891,¹⁵ nach ihrer Überstellung im gleichen Jahr in die niederösterreichische Landes-Irrenanstalt Ybbs an der Donau¹⁶ und vermutlich ab 1902 in die neu erbaute Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling bei Amstetten¹⁷ starb Helene Druskowitz am 31. Mai 1918.¹⁸

Übersicht

Neunzig Jahre nach Helene Druskowitz' Tod erregte eine kleine Pressemeldung der Wiener Rathauskorrespondenz meine Aufmerksamkeit: Am 29. April 2008 erhielt ein bis dahin unbenannter kleiner Park in Wien-Hietzing an der Ecke Wolkersbergenstraße/Biraghigasse den Namen der dort am 2. Mai 1856 Geborenen: „Helene Druskowitz-Park“.¹⁹

Es mag zu den anekdotenreichen, absichtslosen Gedächtnispraktiken der Wiener Stadtgeschichtsforschung als Ausdruck „kognitiver Energieersparnis“²⁰ gehören, einen sogenannten Besslerpark,²¹ wie es auf wienerisch heißt, nach Helene Druskowitz zu benennen und damit eine „Vergangenheitsbildung en passant“²² im Jahr 2008 zu inszenieren.

Dieser symbolische Vorgang einer Enthüllung und Verschleierung zugleich bringt mich jedoch zur Fragestellung dieses Themenschwerpunktes der ÖZG: Wie zeigt sich die „stammesgesellschaftliche“ Struktur und wie verbindet sie sich mit der Hegemonie patriarchalen Denkens (Gerda Lerner)²³ in der Geschichte wissenschaftlicher Institutionen und Denktraditionen? Gerda Leners Paradigma von der „Hegemonie patriarchalen Denkens“, das „sich nicht begründet in dessen Überlegenheit nach Inhalt, Form oder Wirkung gegenüber allem anderen Denken“ zeigt,

sondern darin, „über Entmutigungsprozesse wie Lächerlichmachen und des zum Schweigenbringens“ jene „tragfähige Konstruktion“ hervorzubringen, die die Macht hat zu definieren, „wer und was draußen zu bleiben habe, nicht dazugehöre“,²⁴ jedoch auch, wer wie und warum hereingeholt wird, möchte ich ergänzend hinzufügen, erachte ich für mein Vorhaben als sinnvoll. Und zwar in zweierlei Hinsicht:

Einerseits scheint mir das Lenersche Paradigma für meinen historiografischen Zugang bezüglich der Universität Zürich und der Wirksamkeit der Idee des akademischen Bürgerrechts bedeutsam – ein Begriff, auf den ich noch näher eingehen werde. Andererseits ist es für Debatten geeignet, die sich ganz allgemein auf Theorien zu kollektiven Gedächtnissystemen (zum Beispiel jene von Mary Douglas) oder auf Theorien im Rahmen der Habitus- und Repräsentationsforschung beziehen, wenn sie einen machtkritischen Impetus damit verbinden. Eine andere Verbindungsmöglichkeit sehe ich aber auch im Kontext des Bourdieuschen Begriffs des „kulturell Unbewussten“,²⁵ um neue Fragestellungen in die wissenschaftshistorische Forschung einzubringen und Antworten zu suchen.

Zunächst erscheint mir jedoch folgende Feststellung wichtig: In der historisch-systematischen und in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung wird davon ausgegangen, dass die Aufarbeitung der sozialhistorischen Hintergründe zum Frauenstudium im besonderen und zur Frauenbildung im allgemeinen sowohl in Österreich²⁶ als auch in Deutschland²⁷ und der Schweiz²⁸ auf der von Brüchen und Kontinuitäten bewegten 150-jährigen Geschichtsschreibung von Frauen beruht. Universitäts- und Wissenschaftshistoriker bis in unsere Tage erwähnen diese Leistungen der feministischen Geschichtsforschung und historischen Frauenbildungsforschung (hier im engeren Sinn der fachspezifischen Disziplinen Bildungsforschung, Erziehungswissenschaft und Didaktik) höchstens nebenbei oder gar nicht.²⁹ Meines Erachtens zeigt sich darin ein Fortleben mitteleuropäischer nationaler Wissenschaftstradition seit Humboldt. Die identitätsstiftenden Entwürfe einer (männlich-hegemonialen) Deutungsgemeinschaft werden fortgeführt, deren „kulturell Unbewusstes“³⁰ die „Welt von gestern“ (Stefan Zweig) ist, auch wenn es in heutiger Modernisierungsrhetorik erscheint.

Dennoch möchte ich auf eine damit im Zusammenhang stehende, notwendige Differenzierung innerhalb der feministischen Geschichtswissenschaft hinweisen: Nicht die Frage, ob Frauen zum Studium fähig gewesen seien, sondern jene, welche Frauen tatsächlich studieren konnten, scheint mir relevant, um Frauen im Kontext der Universitätsgeschichte und explizit als Teil des Bildungsbürgertums³¹ zu identifizieren. Werden die damit verbundenen historisch-milieuspezifischen Bedeutungsmuster analysiert, besteht die Möglichkeit, zu einer Differenzierung des Begriffes „Frauenstudium“ in seiner Historizität, seiner Wandelbarkeit und damit verbundenen Polysemie zu gelangen.

Daher möchte ich Helene Druskowitz' Lebensabschnitt zwischen 1856 und 1890 in den Blick nehmen und mit zwei Fragestellungen verbinden: Der erste Teil dieses Aufsatzes ist den

Bedingungen, unter denen die Studentin Helene Druskowitz ihr Studium absolviert hat, gewidmet. In den Fokus gerückt werden dabei die männerbündisch strukturierte Kultur der modernen Forschungsuniversität seit dem frühen 19. Jahrhundert und die spezifische Rolle der Universität Zürich zu Helene Druskowitz' Studienzeit zwischen 1874 und 1878.

Der zweite Teil wendet sich der Zeit nach dem Studienabschluss von Helene Druskowitz zu. In den Fokus gerückt werden das soziale Netzwerk um Helene Druskowitz sowie ihr Versuch, als Schriftstellerin und wissenschaftliche Autorin Fuß zu fassen.

1. Frauenstudium und akademisches Bürgerrecht

Für mein Vorhaben verwende ich den Begriff „Frauenstudium“ als Synonym für die Einführung des Immatrikulationsrechts an einer Universität, definiert durch eine korporierte männliche Deutungsgemeinschaft der Gelehrtenrepublik. Warum?

Die männliche Gleichgeschlechtlichkeit im öffentlichen Raum ist ein zentrales Kennzeichen der Geschlechterkonstruktion in der bürgerlichen Welt und vorgeblich (geschlechts-)neutraler Wissenschaftsproduktion. Diese Eingrenzung war das Ergebnis, das die Idee der bürgerlichen Öffentlichkeit nach sich zog, denn nur Männer waren Teil der Bürgergesellschaft. Während diese These bekanntermaßen für die Politik ausreichend belegt ist, ist sie für das Thema „Academic Tribes“ und westliche Wissenschaftstraditionen m.E. mit diesem Fokus noch nicht untersucht.

Im Zusammenhang mit der Studentin Helene Druskowitz geht es jedoch konkret um die Rekonstruktion dieser Welt von gestern. Wie sah sie aus? Zunächst ein kurzer Überblick, bei dem ich mich maßgeblich auf die Forschungsarbeit³² von Patricia Mazón, *Gender and the Modern Research University. The Admission of Women to German Higher Education, 1865–1914* beziehe. Ihre kulturwissenschaftlich angelegte Analyse verhandelt in komplexer Weise männliche Identitätsbildungsprozesse in diskursiver, institutioneller und machtstrategischer Hinsicht dieser Zeit in Verbindung mit dem akademischen Bürgerrecht und in Konfrontation zu den außeruniversitären Bestrebungen damaliger Frauenbewegungen, Frauen an Universitäten zuzulassen, um ihnen die Ausübung des Lehrberufs an Gymnasien und des Berufs der Frauenärztin zu ermöglichen.

Mit der Gründung der Berliner Universität im Jahr 1810 unter maßgeblichem Einfluss von Schleiermacher, Fichte und Wilhelm von Humboldt entstand die

moderne Forschungsuniversität. Sie sollte Lehre und Forschung vereinen, und, vom Staat finanziert, die männlich-bürgerliche Emanzipation des eigenen Geschlechts im sich ausprägenden Bildungsbürgertum vorantreiben, indem es sich selbst definiert und seine Söhne in die Gymnasien und Universitäten schickt.

Dies erfolgte unter folgenden politischen Voraussetzungen: An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert setzten sich die Liberalen zunächst mit dem absolutistischen Staat und den feudalen Restriktionen auseinander, während es in einem zweiten Schritt bei den preußischen Reformen und den süddeutschen Verfassungsentwürfen um die „Gestaltung einer Ordnung der Freiheit“ ging. Nach der partiellen Durchsetzung ihrer Forderungen beschäftigten sich Liberale dann zunehmend mit den negativen Folgewirkungen des entfesselten Kapitalismus, also mit der sogenannten sozialen Frage im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Spaltungen, Flügelkämpfe und verschiedene Fusionen kennzeichneten den Liberalismus, der ein polyphones bürgerliches Projekt blieb, dessen Träger liberale Werte zwar immer wieder unterschiedlich gewichteten, gemeinsam jedoch „das in seinem Besitz und seiner freie[n] Bildung sich entfaltende Individuum“ ins Zentrum ihres Gesellschaftsbildes setzten und mit der Idee des akademischen Bürgerrechts verbanden.

Während Helene Druskowitz' Studienzeit in Zürich (1874–1878) vollzog sich der inneruniversitäre Gestaltungsprozess noch zwischen Liberalismus und Emanzipation. Die Forschungsuniversität erzeugte wissenschaftliche Netzwerke, insbesondere mit Großbritannien und den USA, und hatte in Europa und darüber hinaus Vorbildwirkung für Strukturreformen in Bildung und Wissenschaft.

Die moderne Forschungsuniversität gründete jedoch die Konstruktion der Studentenschaft weiterhin auf die Idee des akademischen Bürgerrechts, der akademischen Bürgerschaft. Diese war mit der korporativen Mitgliedschaft in der akademischen Gemeinschaft der Universität eng verbunden. Die akademischen Bürgerrechte reichen zurück bis zu den mittelalterlichen Universitäten, die ihre Vorläufer in Mönchsschulen mit Zölibatsprinzip hatten. Sie bestanden als unabhängige Korporationen mit eigenen Regeln und eigener Gerichtsbarkeit. Über die studentische Lebensform und die akademische Bürgerschaft wurden Privilegien, Pflichten und Rechte konstituiert. Die Universität garantierte den Studenten einen besonderen Status, ähnlich, wie er den Bürgern der Stadt gewährt wurde. Dieses akademische Bürgerrecht nivellierte, zumindest der Idee nach, die Unterschiede von Herkunft, Einkommen und Wissen, es bedeutete – im Idealfall – die Zugehörigkeit zu einer „geistigen Aristokratie“.³³

Die Mitgliedschaft zur Universität beschränkte sich keineswegs auf die Zuhörerschaft, zeichnete sie sich doch durch drei Elemente aus, die im Zusammenhang mit der Zulassungsbedingungen von Frauen an die Universität von entscheidender Bedeutung sind. Der „akademischen Bürger“ wurde folgendermaßen charakte-

riert: Reife, nachgewiesen durch das Abitur und die darauf folgende Emanzipation von der Familie. Dieser Reifeschritt wurde mit der akademischen Freiheit an der Universität belohnt. Er bedeutete sowohl Freiheit im Studium als auch im persönlichen Lebensstil. Dazu gehörte auch eine besondere studentische Ehre, die bei empfundener Verletzung mit einem Duell oder einer Mensur zu beantworten war. Die Einführung in die Wissenschaft galt als das Besondere des Universitätsstudiums. Als Ziel des Studiums galt Bildung, die sowohl eine Weltanschauung als auch eine Ausbildung darstellte.³⁴

1.1. Gelehrtentypus und Geistesaristokratie

Mit der zunächst ganz außerakademisch ausformulierten „Frauenfrage“ seit der Französischen Revolution waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Aristokratin, die Salondame und die großbürgerliche Tochter an den Toren der Alma Mater angekommen. Sie beehrten Einlass – sowohl als Wille und Vorstellung wie auch als wettbewerbliche Tatsache. Eine wissenschaftliche Karriere stand dabei nicht im Zentrum der akademischen Ausbildung, sondern ein standesgemäßer, selbständig ausgeübter Beruf. Damit standen diese Frauen in Konkurrenz zu von Männern besetzten außeruniversitären Berufsfeldern: zuerst des Arztes, des Gymnasiallehrers und des Naturforschers, später des Anwalts. Vertreter dieser Berufs- und Standesgruppen initiierten mit Hilfe ihrer Mentoren aus den Universitäten inner- und außeruniversitäre Debatten, in denen sie sich unter dem Aspekt von Sittlichkeits- und Moralitätsdiskursen argumentativ gegen die gefürchtete weibliche Konkurrenz abzusichern suchten. Mit dieser Strategie ließen sich die meisten Frauen aus dem niedergehenden Adel und dem aufstrebenden Bürgertum auf einen Nenner bringen und gegeneinander aufbringen. Das festigte innerhalb der Universität nicht nur die individuelle, männliche Position gegenüber den Mitstreitern, die vielleicht Einwände erhoben – zumeist Liberale – und für das Frauenstudium an den Universitäten plädierten. Sondern diese *Divide et impera*-Strategie strukturierte das gesamte diskursiv männlich elitär geprägte Feld der Wissenschaft. Denn realiter studieren konnte nur ein kaum wahrnehmbarer Prozentsatz in Relation zur Gesamtbevölkerung, jedoch mit enormer gesellschaftlicher Einfluss- und Gestaltungskraft. Im Namen des um sich greifenden Weltgeistes einerseits und des menschlichen Fortschritts andererseits durch medizin-, natur- und technikforschende Beobachter wurde zwar inneruniversitär gestritten, nach außen jedoch sicherte man sich durch die gemeinsam erfahrene Welt der Studentenzeit gegen Frauen ab.

Der Gelehrtentypus humboldtscher Provenienz sieht zur Zeit von Helene Druskowitz in den immer mehr auf Nutzen und Anwendbarkeit ausgerichteten Pro-

grammen polytechnisch ausgerichteter Industrie- und Fachschulen einen Nachteil, weil Ansätze zu einem demokratisch organisierten Staatswesen auf seiner Expertise, gegründet auf staatliche Finanzierung, beruhte. In den sich schnell wandelnden Zeiten von Fortschritt, Modernisierung und Industrialisierung wird der Gelehrtentypus humboldtscher Prägung zum Garanten für das Versprechen einer umfassenden Bildung im Sinne einer Geistesbildung und „Veredelung des Menschen“. Sein Ideal ist eine „Geistesaristokratie“, die mitunter als Surrogat für verlorenen Landbesitz, für verlorene Aktien und Erbschaften zum Einsatz kommen kann.

Dieses Surrogat, so meine Vermutung, verdichtete sich nicht nur in den absteigenden adelig-feudalen Schichten zum regressiven Mythologisierungsinstrument zur vermeintlichen Rückgewinnung eines versunkenen ererbten Schicksals. Es diente auch der Orientierung in den aufstrebenden bürgerlichen Schichten einer jüngeren Generation, die ihr „Schicksal“ in emanzipatorischer Absicht in einer zutiefst verunsichernden Umbruchszeit selbst in die Hände nehmen sollte. Dabei wird die Idee der Zugehörigkeit zu einer korporierten Gemeinschaft zum rettenden Anker stilisiert.

Durch die Entwicklungen der modernen Forschungsuniversität, auch als vermittelnde Instanz im 19. Jahrhundert, hatte die Alma Mater neben den staatlich gelenkten Schulen, die durch das Unterrichtssystem immer schon das Monopol auf Kanon bildendes Wissen hatten, nun ebenfalls das Monopol auf die Vermittlung sowohl der bereits etablierten Werke der Vergangenheit, die sie mit der Weihe des „Klassischen“ versieht, als auch auf die Auslese der allerkonformsten Bildungskonsumenten, je nach politischem Zeitgeist. Die Konstruktion des Bildungskonsumenten, symbolisch als burschenschaftlich organisierter Student, lässt die Idee einer Studentin nicht zu.

Durch das weibliche Einlassbegehrt stand nicht nur das männliche Monopol auf Wissen und auf die Definition der physischen und psychologischen Geschlechtlichkeit auf dem Spiel, sondern die gesamte Geschäftsgrundlage der Alma Mater. Die Studentin tauchte daher symbolisch als Karikatur, ausgestattet mit den männlichen Insignien korporierter Gemeinschaften auf und wurde medial der Klischee- und Stereotypenbildung ausgesetzt. Bloß eine Minderheit der Gelehrtenrepublik lacht nicht über die Studentin.

1.2. Ausnahmen bestätigen die Regel

Helene von Druskowitz wuchs im Milieu des aufstrebenden, liberalen Bürgertums zur Gründerzeit in der damaligen Vorortgemeinde von Wien, Hietzing, auf. Ihr Vater, über den sich keine gesicherten Befunde erheben lassen, außer, dass es

sich um einen Herrn Druschkowich gehandelt haben muss und über den die Tochter überliefert hat, dass er ein „orientalischer Kaufmann und Kunstmäzen gewesen sei,³⁵ starb, Hinrike Gronewolds Angaben³⁶ zufolge, zwei Jahre nach Helenes Geburt. Ihre Mutter, Magdalena Maria (manchmal wird auch Mathilde angegeben), sei Pianistin gewesen und habe nach einer zweiten Eheschließung den Nachnamen Gerstner geführt. Helene soll zwei ältere Brüder sowie einen jüngeren Halbbruder aus zweiter Ehe gehabt haben. Im Jahr 1863 starb der zweite Ehemann von Helenes Mutter, die dadurch ein beachtliches Vermögen geerbt hätte und ihre Kinder, insbesondere Helene habe fördern können.³⁷

In dem 1889 erschienenen dramatischen Scherz *Unerwartet* von Helene Druskowitz³⁸ – ihre Mutter war 1888 gestorben – lässt sie in der Figur Amalie, die alte Tante, über die Hauptfigur Sidonie sagen:

„Seit deiner Kindheit warst du ein Gegenstand der Auszeichnung und der Stolz deiner seligen Eltern. Du warst noch ein ganz kleines Püppchen, als es keinen Berg noch Fluß mehr gab, der nicht zugleich in deinem schwarzgelockten Haupte existiert hätte. Sämtliche Helden und Heldinnen der Geschichte lebten in demselben fort, Schlachten tobten weiter und zugleich warst du souveräne Kennerin des Tiers-, Pflanzen- und Mineralreiches. Alle nannten dich Wunderkind.“

Könnte es sich dabei um eine Selbstbeschreibung der Autorin handeln?

Helene Druskowitz maturierte als Externe mit 18 Jahren am Piaristengymnasium in Wien im Jahr 1874. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als die Piaristen die Schule dem Staat übergeben hatten, weil sie die Kosten für die Erhaltung nicht mehr aufbringen konnten.³⁹ Durch einen Erlass des Unterrichtsministeriums war es möglich, wie Waltraud Heindl zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich geschrieben hat, als „Privatistin“ die Matura ab 1872 an einem Knabengymnasium abzulegen.⁴⁰ Zuvor habe Helene Druskowitz eine dreijährige Musikausbildung am Konservatorium in Wien absolviert. Ihre Mutter, so die Überlieferung und wie bereits erwähnt, sei Pianistin gewesen.

Im Jahr 1873 erfolgte der sogenannte Gründerkrach in der Österreich-Ungarischen Monarchie, womit der Zusammenbruch der Finanzmärkte bezeichnet wird. Damit wurde das Ende der Gründerzeit und eine Phase der wirtschaftlichen Depression eingeleitet.⁴¹

Möglicherweise war das auch ein Grund, warum die verwitwete Frau Gerstner mit ihrer Tochter Helene nach Zürich emigrierte. Der Wohnsitz in Hietzing blieb jedoch aus familiären Gründen weiterhin bestehen, wie sich aus dem von Bettelheim herausgegebenen Briefwechsel zwischen Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer von Bettelheim erschließt.⁴²

Im Sommersemester 1874 belegte Helene Druskowitz die Fächer Philosophie, klassische Philologie, Archäologie, Orientalia, Germanistik und moderne Sprachen mit dem Zulassungsnachweises eines österreichischen Maturitätszeugnisses, das als Externistin erworben worden war.

1.3. Stätte patriarchaler Aufklärung und politischer Zuflucht

Die 1833 gegründete Hochschule Zürich (ab 1859 „Universität“) hieß zum Zeitpunkt des Studienbeginns von Helene Druskowitz im Sommersemester 1874 wieder „Hochschule“. Sie besaß jedoch volles Promotionsrecht. 1912 wurde sie wieder in „Universität“ umbenannt, um sich von der damaligen Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) zu unterscheiden.⁴³ Allein daraus wird ersichtlich, wie nahe Polytechnikum (modern) und Universitas (klassisch) standortgebunden beieinander lagen und eine gewisse Pragmatik im Vordergrund stand.

Zürich war zur Studienzeit von Helene Druskowitz einerseits ein attraktiver Standort zur Absolvierung eines Regelstudiums geworden, andererseits Zufluchtsstätte für von Zensur und Antisemitismus verfolgte Bildungsflüchtlinge aus Russland. Wenige Frauen kamen aus Deutschland, aus dem angelsächsischen Raum, oder, wie Helene Druskowitz, aus der österreichisch-ungarischen Monarchie.⁴⁴ Die Mehrzahl der russischen Studentinnen studierte Medizin. Bereits 1858 gab es in Russland durch die russische Frauenbewegung erkämpfte, allen Schichten zugängliche Mädchengymnasien⁴⁵ – doch selbst der Zutritt zur wiedereröffneten Universität Petersburg war für Frauen ab 1863 verboten.⁴⁶ Anfang der 1860er war sie wegen Studentenunruhen unter tatkräftiger Frauenbeteiligung geschlossen worden.

An der Universität Zürich war daher 1867 der Prozess zur Absolvierung eines Regelstudiums für Frauen mit anschließender Promotion – vor allem in Medizin oder Philosophie – mehr zufällig als beabsichtigt – durch Einzelfallentscheidungen des Rektorats eingeleitet worden.⁴⁷

Die Voraussetzungen für ausländische Studierende, nämlich der Nachweis der erlangten Matura durch gleichwertige Gymnasialbildung wie es das schweizerische Universitätsgesetz vorsah, zu erbringen, galt für Frauen aus dem Ausland nicht, bei Männern wurde sie stillschweigend vorausgesetzt. Bis 1870 konnte keine einzige Frau aus der Schweiz promovieren, sie besaß lediglich Gasthörerinnenstatus, mit einer Ausnahme: Marie Vögtlin.

Wie Hanna Hacker bereits 1987 nachgewiesen hat, war sie es, die beim Rektorat der Universität Zürich beantragte, „nur noch solche Frauen zuzulassen, die ein Maturitätszeugnis vorweisen konnten, weil ihre Vorbildung zu ungenügend sei, und

leitete damit – gemeinsam mit fünf anderen Studentinnen – eine Frauenkampagne gegen die russischen Studentinnen ein“.⁴⁸

Im Gegensatz zu Russland gab es in der Schweiz zu dieser Zeit keine Mädchen-gymnasien. Auch dort konnten sich Frauen, wie in Österreich, nur privat für die Zulassung vorbereiten. Marie Vögtlin wurde 1869 zum regulären Studium der Medizin zugelassen.

Zürich war außerdem ein Zentrum der russischen revolutionären Bewegung. Im Jahr 1872 und zwei Jahre bevor Helene Druskowitz ihr Studium in Zürich aufnahm, war in der *Neuen Züricher Zeitung* eine Stellungnahme des an der Universität Zürich lehrenden Physiologen Ludimar Herrmann unter dem Titel *Das Frauenstudium und die Interessen der Hochschule Zürich*⁴⁹ erschienen. Herrmann antwortete damit dem deutschen Anatomen Bischoff, der aus medizinischer Sicht die Studierfähigkeit von Frauen in Abrede stellte. Aus Herrmanns Stellungnahme geht hervor – vermutlich im Zusammenhang mit Vögtlins Kampagne –, dass die Aufnahmebedingungen für weibliche Studierende aus dem Ausland jenen in absoluter Gleichwertigkeit für inländische Studierende angeglichen werden sollten. Denn „mit Recht fühlt sich der Staat nur Inländern gegenüber verantwortlich, ob sie die Universität mit Nutzen besuchen können“ – man wisse aus Erfahrung, dass der hohe Ausländeranteil an der Universität zu keiner dauerhaften Niederlassung führe – aber:

„Frequenz ist eine Lebensfrage jeder Universität und nicht die schlecht vorgebildeten Ausländer würden wegbleiben, sondern auch die gut vorgebildeten würden durch eine Beschränkung der Aufnahme eine andere unbeschränkt aufnehmende Universität vorziehen, um der Sorge und Mühe für Zeugnisse und Prüfungen zu entgehen.

Also eine besondere Bestimmung für die Aufnahme *weiblicher Studierender* (meine Hervorhebung) müssen wir verlangen. Dass dadurch das Prinzip der Gleichberechtigung beider Geschlechter verletzt werde, ist eine leere Phrase (es scheint nicht genügend bekannt zu sein, dass das Zürcher Universitätsgesetz von Studentinnen nichts weiß, und ihre Zulassung niemals vom Senat beschlossen worden ist).

Wo steckt denn ‚dieses Prinzip‘ in einem Staate, in welchem die Frau vom aktiven und passiven Wahlrecht, von zahlreichen Vereinen faktisch ausgeschlossen ist? Unser Prinzip und das der Zürcher Regierung ist die Erhaltung und Förderung der Zürcher [...]“

„Unsere Hochschulordnung gestattet wie die fast aller Universitäten die Aufnahme von Ausländern ohne Maturitätsbescheinigung. Mit Recht fühlt sich der Staat nur Inländern gegenüber verantwortlich, ob sie die Universität mit Nutzen besuchen können. Für inländische Frauen würde also nach unseren Gesetzen eine Maturitätsprüfung erforderlich sein; für Ausländerinnen ist sie nicht nöthig, wovon die Russinnen einen umfangreichen Gebrauch machen.“⁵⁰

Der Universität Zürich, einer erst 1833 gegründeten kleinen Universität, ging es um zahlungskräftige Studierende aus dem Ausland. Verschärfte Aufnahmebedingungen im Sinne der Angleichung der Aufnahmebedingungen im Inland sollten jedoch ausschließlich für weibliche Studierende gelten. Sind im Herbst 1869 noch 7 von 14 Studentinnen Russinnen, so sind es 1872 bereits 54 von 63 eingeschriebenen Frauen, von denen ein Sittenzeugnis verlangt wurde.⁵¹

1873, so berichtet Else Forrer-Gutknecht zur Geschichte des Frauenstudiums in Zürich, habe sich die Lage aus einem anderen Grund dramatisch verschärft: in vielen europäischen Zeitungen sei am 4. Juni 1872 ein Telegramm aus Russland abgedruckt worden, das von einem Verbot für russische Studentinnen, ab 1874 in Zürich zu studieren, berichtete. Bei Nichtbefolgung werde dafür gesorgt, sie bei Rückkehr in ihre Heimat von jeder Beschäftigung und Zulassung zu weiteren Lehranstalten auszuschließen.⁵²

Auch wenn die Universität Zürich den Angriff auf ihre Adresse entschieden zurückgewiesen habe,⁵³ kann vermutet werden, dass dies nicht aus Empörung wegen des Umgangs russischer Behörden mit den jungen Frauen geschah, sondern wegen der bereits oben angesprochenen Frequenz, damit die Budgetzahlen stimmen.

Die vordergründige Zurückweisung des Ansinnens der russischen Behörden in schriftlicher Form durch die Universität musste jedoch das damalige eidgenössische Departement für Äußeres passieren. Forrer-Gutknecht vermutete, dass es durch dieses nicht an Russland weitergeleitet worden war, „wahrscheinlich aus Besorgnis vor einem diplomatischen Konflikt“.⁵⁴

1.3.1. Hohe Studienanforderungen

Wie der Nationalökonom und Philanthrop Victor Böhmert,⁵⁵ ein Befürworter des Frauenstudiums, in seiner Statistik⁵⁶ anführte, gab es im Sommersemester 1874 und zu Druskowitz' Studienbeginn nur 29 immatrikulierte Frauen an der Universität Zürich.

16 davon waren in folgender Länderverteilung an der medizinischen Fakultät eingeschrieben: Schweiz (1); Deutsches Reich (3); Österreich-Ungarn (1); Großbritannien (1); Russland (7); Serbien (1); USA (1); Frankreich (1).

An der philosophischen Fakultät I und II waren es 13 Frauen in folgender Länderverteilung: Deutschland (1), Österreich-Ungarn (4); Russland (5); Serbien (3). Im Sommersemester 1874 wurde nur eine Frau in Medizin promoviert, nämlich Marie Vögtlin, die, wie bereits erwähnt, als einzige Schweizerin in diesem Zeitraum im Jahr 1869 zum regulären Studium zugelassen worden war.

Insgesamt führte Böhmert für den Zeitraum Wintersemester 1864/65 bis Sommersemester 1874 an, dass an der medizinischen Fakultät zehn Frauen promoviert worden waren, an der philosophischen Fakultät gab es nur eine promovierte Dr. phil., nämlich Stefanija Wolicka aus Polen, der Helene Druskowitz als zweite Dr. phil. im Jahr 1878 nachfolgen sollte. Ohne Abschluss studierten in diesem Zeitraum nach Böhmert 80 Frauen an der medizinischen Fakultät und 27 an der Philosophischen Fakultät. Im Vergleich zum Sommersemester 1873 mit 99 zugelassenen Frauen aus Russland waren es im Sommersemester 1874 nur noch 12.

Helene Druskowitz wohnte bei ihrer Mutter im unteren Teil der Stadt in der Nähe der ehemaligen Pension Neptun.⁵⁷ Die aus Deutschland stammende Frauenrechtlerin und spätere nationalkonservative Politikerin in der Weimarer Republik, Käthe Schirrmacher, studierte ab 1893 in Zürich Romanistik. Über ihre Erinnerungen war 1896 bereits ein Buch⁵⁸ erschienen, in dem Schirrmacher die Atmosphäre schilderte, in der Zürich kein Exil und Studierzentrum für junge revolutionäre Russinnen mehr war:

„Doch, die Stadt selbst denkt schon ganz anders; sie zerfällt auch in zwei ganz scharf geschiedene Teile: die alte Stadt liegt am See, und die Universität mit Studenten- und Professorenviertel oben am Berge. Und beide haben sehr wenig Gemeinsames. Unten am See wohnt der Züricher Gross- und Kleinhandel, hält sich der Schweizer Patrizier reich und ablehnend in schönen, alten Häusern; oben am Berg wohnt ein buntes internationales Völkchen in Mietshäusern, und selbst der Verkehr der Universitätsprofessoren – sofern sie nicht eingessene Schweizer sind – geht selten in das untere Zürich hinab. Denn dieses untere Zürich ist streng konservativ: nimmt es den studierenden Mann als ein Kulturerfordernis, so hält es die studierende Frau (gemeinhin) für eine unzulässige Neuerung, und da es diese nicht abthun kann, so dreht es ihr den Rücken.“

Die Studienanforderungen im damaligen Zürich sind für die junge Druskowitz die gleichen wie für ihre Kommilitonen gewesen – die soziokulturellen Bedingungen zur ihrer Realisierung erheblich unterschiedliche.

Die Leiterin des Universitätsarchivs Zürich, Silvia Bollinger, hat diese Studienanforderungen für Ende des 19. Jahrhunderts anhand amtlicher Druckschriften und autobiografischer Zeugnisse für einen Artikel in der *Neuen Züricher Zeitung* im Jahr 2008⁵⁹ beschrieben.

Sie stellen sich zusammenfassend so dar: Erwerb von Wissen durch Vorlesungen; Selbststudium zur Vorbereitung von Vorlesungen; Bibliotheksbesuche; Verfassen von Seminararbeiten und Referaten und das Lernen für Prüfungen; die Durchführung von Lehrveranstaltungen erfolgte ab drei Studierenden; es bestand kein enger Kontakt zu den Vortragenden; Einladungen von – zumeist deutschen – Pro-

fessoren galten als besondere Auszeichnung, die Inanspruchnahme der Hausbibliothek als Privileg.

Gemeinsam mit der Doktorarbeit und den schriftlichen Prüfungen bildete das zweieinhalb Stunden dauernde mündliche Rigorosum den Abschluss des Studiums. Es wurde vor versammelter Fakultät abgelegt, die bis zu zehn ordentliche sowie zusätzlich außerordentliche Professoren und Privatdozenten einschloss.

Helene Druskowitz promovierte mit 22 Jahren im Jahr 1878 unter den eben geschilderten Studienbedingungen. Eine beachtliche Leistung, deren Voraussetzungen hohe Selbstdisziplin, ein geregelter Tagesablauf und gute Nerven durch Selbstgewissheit und Selbstvertrauen waren.

Druskowitz' Studium hatte zwei Jahre gedauert, worauf ein Abgangszeugnis vom 4. August 1876 hinweist.⁶⁰ Danach schrieb sie ihre Dissertation und legte ihr Rigorosum ab. Um ihre Dissertation zu schreiben, dürfte sie wieder nach Wien zurückgekehrt und bis zur Promotion zwischen Zürich und Wien gependelt sein, ermöglicht durch ihre sie unterstützende Mutter.

Wie bereits erwähnt, haben an der Universität Zürich zwischen 1864 und 1874 zehn Frauen an der medizinischen Fakultät und davon eine einzige Frau aus der Schweiz, nämlich Marie Vögtlin promoviert. Deren familiäres Umfeld lag in der Schweizer Honoratiorengemeinschaft, die hohen Einfluss in der Kantonspolitik hatte. Die anderen promovierten Medizinerinnen stammten aus Russland und verließen danach die Schweiz.

Helene Druskowitz war bis 1878 erst die zweite Frau, die ein Doktorat an der Philosophischen Fakultät erworben hatte. Durch ihre Studienwahl war sie vor allem mit liberalen, jedoch korporativ geprägten Geisteswissenschaftlern konfrontiert. Sie konnte nur bestehen, indem sie ihre eigene erlernte und gesellschaftlich akzeptierte Form des weiblichen Bildungsbürgertums (Salonkultur) durch Aneignung des Gelehrtentypus humboldtscher Prägung in Denkstil – in ihrem Fall ein szientistisch-kritischer – und Habitus unterließ. Entscheidend dabei ist, dass sie nicht in deren von Misogynie und Regulativen der „Mannwerdung“ geprägte Geselligkeitskultur realiter eintreten konnte, über die Silvia Bollinger folgende Auskunft gibt:

„hingegen trafen sich die Schweizer Verbindungsstudenten täglich unter Farbenbrüdern zum Kneipenbesuch. Dort pflegten sie für die Karriere wichtige Kontakte zu alten Herren – darunter Schweizer Professoren. Sie übten sich regelmässig im Fechten und reisten wegen des hiesigen Verbotes zu Duellen ins nahe Ausland. Studentinnen waren ihnen ein Dorn im Auge, und anlässlich der jährlichen Maifahrten der Korporierten, die in Frauenbegleitung stattfanden, gaben sie Damen aus der Zürcher Gesellschaft den Vorzug.“⁶¹

Darüber hinaus ist Helene Druskowitz als Angehörige einer großbürgerlichen und liberalen Familie aus Wien zumindest noch zu ihrer Studienzeit in einem erhebli-

chen Ausmaß privilegiert aufgrund ihrer noch bestehenden ökonomischen Bedingungen, die sich jedoch, wie noch zu zeigen sein wird, erheblich nach dem Studienabschluss verändern.

Zu Recht hat Hanna Hacker am Beispiel des Tagebuchromans von Ilse Frapan *Wir Frauen haben kein Vaterland* (1899) darauf aufmerksam gemacht, worum es im Zusammenhang der ersten Pionierinnen des Frauenstudiums an der Universität Zürich ging. Frapans Schilderungen, so Hacker, gingen über eine Diskussion der Moral zwischen den Geschlechtern weit hinaus, indem Frapan „die männerbündischen Strukturen innerhalb staatlicher und universitärer Organisation anklage, die sich auch in der materiellen Unmöglichkeit für Frauen, an Geldmittel heranzukommen, ausgedrückt habe. Frapan musste ihr Studium der Naturwissenschaften „in Zürich Ende der 1880er Jahre abbrechen, weil es für Frauen keine städtischen Stipendien“ gab.⁶²

Die moderne Forschungsuniversität, umweht von ihrem deutschen Professoreingeist, fand in der neutralen Schweiz mit ihrer Universität in Zürich ein Beispiel moderner Bildungs- und Wissenschaftsorganisation vor, die sie zu einem Ort des internationalen wissenschaftlichen Austausches machte unter Ausschluss ihrer eigenen wenigen Studienabsolventinnen. Sie gelten bis heute als akademische Pionierinnen, insbesondere im deutschsprachigen Raum.

Für inneruniversitäre, wissenschaftliche Karrieren waren Frauen zu jener Zeit, sowohl in den Geistes- als auch den Naturwissenschaften generell nicht vorgesehen. Im Gegenteil, für die Zulassung standen die Zahlungskräftigkeit der Herkunftsfamilie, deren Reputation hinsichtlich des akademischen Bürgerrechts und ihre Fähigkeit zur Fortsetzung und Reproduktion der Tradition gebildeter Söhne für akademische Karrieren innerhalb und außerhalb der Universität im Vordergrund.

2. Fremd- und Selbstwahrnehmung eines intellektuellen Biografiefragmentes

Ich komme nun zum zweiten Teil meines Vorhabens. In den Fokus gerückt werden dabei das soziale Netzwerk um Helene Druskowitz und ihr Versuch, als Schriftstellerin und wissenschaftliche Autorin Fuß zu fassen.

Zunächst zitiere ich Gerda Lerner, die die Rolle intellektueller Frauen im 19. Jahrhundert unter anderem dadurch charakterisiert, dass „selbst die am weitesten fortgeschrittenen feministischen Denkerinnen [...] sich „in einem ständigen Dialog mit den großen Männern vor ihnen befunden“ haben, da sie „nicht in der Lage gewesen“ seien, „ihre Ideen in einem Dialog mit den Frauen vor ihnen auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen und weiterzuentwickeln.“⁶³ Lerner sah in

diesem Umstand „nicht nur ein Symbol der Unterdrückung der Frauen, sondern ein[en] realistische[n] Ausdruck ihrer Situation“.⁶⁴

Helene Druskowitz ist ein idealtypisches Beispiel für Lerners These. Ihr wäre mit ihrem Studienabschluss in ihrer Zeit nur der Beruf einer Lehrerin an einem Mädchengymnasium möglich gewesen. Das geht auch aus einem Brief von Louise von François an Conrad Ferdinand Meyer hervor:

„Neulich las ich, dass Gambetta 12 Gymnasien für Frauen in Frankreich zu errichten gedenke. Was meinen Sie, wenn Frl. Dr. sich um eine Professur für deutsche Literatur und Philosophie an demselben (Gambetta) bemühte? Ihr Name würde eine Empfehlung und ihre (Druskowitz, Anm.d.V.) stattliche germanische Gestalt kein Hindernis sein. Gute Zeugnisse von österreichischer Seite könnten auch aufgebracht werden.“⁶⁵

Unbekannt ist, ob Helene Druskowitz darauf eingegangen ist. Nichts Näheres ist ebenfalls darüber bekannt, ob Helene Druskowitz jemals den Wunsch hatte, die Wissenschaft als Beruf auszuüben. Ebenfalls im Dunkeln bleibt bis heute, welche Bedeutung ihre für Nachschlagewerke gemachten vagen Angaben – die bis heute unkritisch immer wieder überliefert werden – zu einer literaturhistorischen Vortragstätigkeit zwischen 1878 und 1882 in Wien, München, Basel und Zürich gehabt haben könnten.

Unbestreitbar lässt sich aber bis heute sagen, dass es sich um eine junge, sehr begabte Frau gehandelt haben muss, die selbstbewusst und unabhängig durchs Leben gehen wollte, nach Orientierung, Vorbildern und nach Fixpunkten suchte, um mit ihrer Ausbildung, die allerdings in dieser Zeit auch eine Weltanschauung bedeutete, etwas anfangen zu können. Das machte Helene Druskowitz zu einer ganz Heutigen ihrer Zeit und Generation.

Wie ich bereits ausgeführt habe, war Helene Druskowitz während ihrer Studienzeit in Zürich intensiv mit den professoralen Anforderungen in den von ihr gewählten Fächern befasst. Sie dürfte jeder erkenntnisleitenden Anregung, die sich ihr aus dem jeweiligen fachwissenschaftlichen Oeuvre erschloss, reflektierend und vertiefend nachgegangen sein. Vor allem den Lektürevorschlägen ihres eigentlichen Doktorvaters, des klassischen Philologen und Archäologen Karl Diltthey, Bruder von Wilhelm Diltthey und Begründer der historischen Kulturanthropologie. Karl Diltthey las zum Beispiel über die Satiren des Persias und Juvenal.⁶⁶

Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass die 20jährige Druskowitz und Anwärterin für ein Doktorat in Literaturwissenschaft George Gordon Noel Byron, den britischen Dichter und Vertreter der englischen Spätromantik (auch schwarze Romantik genannt) und Erschaffer des „Byronic Hero“ und Archetyps eines Dandys, als Thema wählte.

Bereits zu diesem Zeitpunkt verhandelte Druskowitz die Ambiguität zwischen Gelehrtentypus und Künstlertypus im Repräsentationsmodus des apollinisch-dionysischen Lachens als literaturästhetisches Verfahren der Ironie und Satire. Dieser Repräsentationsmodus, der aus der „Geburt der Tragödie“ (Nietzsche) erwächst, schafft als angewandtes satirisches Verfahren eine Überlebensmöglichkeit, indem man satirisch auf den „Ernst des Lebens“ blickt und etwa den Kampf der Geschlechter von einer außerhalb stehenden Position in dieser Weise ironisch kommentiert.

Als Druskowitz ihr Studium abgeschlossen hatte, zirkulierte bereits das „feministische Bewusstsein“ in zahlreichen veröffentlichten Schriften, unter anderem in der Schrift *Die wissenschaftliche Emancipation der Frau* von Hedwig Dohm, der Großmutter von Katja Mann. Schon 1874 formulierte Dohm polemisch-satirisch: *Man kommt sich auf dem Gebiete der Frauenfrage immer wie ein Wiederkäufer vor.*

2.1. Ein Generationenkonflikt

Die junge Druskowitz dürfte in einen Generationenkonflikt mit Marie Ebner-Eschenbach, Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer geraten sein, so meine Vermutung. Sie war vor allem deren Opfer durch ihre Verkörperung eines fröhlichen Gelehrtentypus und entsprach damit habituell nicht den Denk- und Wahrnehmungskategorien dieser Generation.

Aus mehreren Briefstellen im Jahr 1881 zwischen Louise v. François an Conrad Ferdinand Meyer geht hervor, dass Helene Druskowitz

„seit Jahr und Tag in Wien privatisiert[e], in den besten Kreisen wohlgelitten“ [sei] und „im Begriffe“ [wäre], „zu ihrer Mutter auf einige Zeit nach Zürich zu gehen. Sie, verehrter Herr, dort aufzusuchen und kennen zu lernen, war ihr dringendes Verlangen“ [...] Es ist ein körperlich wie geistig frisches, kräftiges Geschöpf, durch und durch ehrenhaft, fröhlich wie ein Kind, von gesundem Willen. Was sie noch zu lernen hatte war, das gewisse Anstudirte, allzu entschiedene Entschiedenheiten ausgemerzt werden dürfen, ohne der Wahrhaftigkeit Abbruch zu tun, und dass man auch unter weiblichen Formen ein tüchtiger Mensch sein und allenfalls etwas Gründliches lernen könne. Dafür aber war Fräulein Doctor bei Marie Ebner in bester Schule.⁶⁷

1881 lernte Helene Druskowitz durch die Bekanntschaft mit dem Kreis um Marie von Ebner-Eschenbach und Betty Paoli, die damals über 60-jährige deutsche Dichterin Louise von François, die in Sachsen-Anhalt in Weißenfels lebte, kennen. Diese stellte den Kontakt zu dem Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer – einem Mann mit vielen Verbindungen unter Intellektuellen und Künstlern – brieflich her.

Nachdem Helene Druskowitz dem Dichter begegnet war, schrieb er darüber an François:

„Das Fräulein gefiel mir mit seinen breiten Schläfen, sie hat etwas Türkisches (oder Serbisches) und daneben – sehr untürkisch – kann sie die modernen philosophischen Siebensachen an den Fingern herzählen. Ich halte sie für sehr brav und wenn ich ihr auf ihrer steilen Bahn irgendwie die Hand reichen kann, bin ich gerne erbötig.“⁶⁸

Dann schilderte er, dass ihm die 25-jährige Helene Druskowitz über ihre Begegnung mit François erzählt und sie dabei „eine deutsche Patriotin“ genannt habe, worauf François brieflich antwortet:

„Schön Dank dafür; ich wüßte aber wahrlich nicht, dass wir, in unausgesetzter Freundschaft und Gesellschaft unserer Freundin Ebner, die, wenn auch die freisinnigste aller mir bekannten Frauen, doch immer Katholikin und Österreicherin ist, jemals ein an Politik streifendes Gebiet berührt hätten. Nun freilich stehe ich im deutschen Ring; wenn die Nationalität auch nicht mein Horizont ist.“⁶⁹

Noch im selben Jahr schrieb Druskowitz eine überaus positive Rezension über Ebner-Eschenbachs *Erzählungen* für die *Neue Züricher Zeitung* und arbeitete an dem Theaterstück *Svante Sture*, dem es laut Ebner-Eschenbachs Urteil noch an einem „Begriff von einem dramatischen Dialog“⁷⁰ mangelte und wohl wegen dieses Tadels nie vollendet wurde.

Unter dem Pseudonym *E. René* publizierte Helene Druskowitz im selben Jahr ihr erstes Drama, das Trauerspiel *Sultan und Prinz*. Dieses wurde besonders von Louise von François kritisch betrachtet, gab aber auch Ebner-Eschenbach Anlass, in einer Tagebuchnotiz Druskowitz' Talent in Frage zu stellen. Über das im orientalischen Raum angesiedelte Stück über Verrat und Liebe schrieb François an Meyer:

„vermisse den ‚klugen, logisch geschulten Verstand‘, – in der Geschmacklosigkeit des Problems der Leidenschaft eines Eidams für seine alte Schwiegermutter, das doch das treibende Agens der Handlung ist. [...] Bis auf diese Konsequenz habe ich meine von der Autorin gewünschte Auffassung schon vor Wochen so ungeschminkt ausgesprochen, als es ohne Grausamkeit geschehen konnte, in einer langathmigen Correspondenz, habe die sich Fühlende ohne Zweifel tief gegen mich verstimmt, von ihren ihr näher als ich stehenden Wiener Freundinnen und Gönnerinnen aber ob meiner Ehrlichkeit lauten Beifall geerntet, da keine von ihnen den Muth hatte, ihr den mit dem meinen übereinstimmenden Eindruck einzugestehen. (meine Hervorhebung) Als ob Schweigen nicht die härteste Verurteilung wäre!“⁷¹

Schon durch diese Briefstelle wird klar, dass Helene Druskowitz ins Netzwerk demotivierender Freundinnen geraten war und sie auch an ihrem weiblichen Umfeld scheiterte.

Helene Druskowitz versuchte von der Schriftstellerei und von literaturwissenschaftlichen Tätigkeiten zu leben. Sie rezensierte beispielsweise Theodor Gottlieb von Hippels Text *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* in *Neue Bahnen*⁷² und wandte sich vermehrt Studien über britische Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu, wie z. B. über Joanne Baille, Elizabeth Browning und George Eliot, die sie in ihrem Essayband *Drei englische Dichterinnen* besonders hervorhob.⁷³

Die 52-jährige Ebner-Eschenbach machte sich über ihren „Schützling“ im Jahr 1882 eine Notiz:

„Es macht aber ihre ganze Lebensweise, ihr Aussehen, ihre Kleidung den traurigen Eindruck nothgedrungener, äußerster Einschränkung. Und zu stolz um sich ein wenig helfen zu lassen!“⁷⁴

Helene Druskowitz schrieb eine Biografie über Percy Bysshe Shelley, die in Berlin bei Oppenheim 1884 veröffentlicht wurde. Meyer bezeichnete Druskowitz Arbeit über Shelley als „gar nicht übel, sehr gewissenhaft“ und veranlasste ihn gönnerhaft zu einer günstigen Rezension. In seiner Besprechung lobte Meyer die „Liebe und Sorgfalt“ der Ausführungen sowie den der Schriftstellerin eigenen „hohen Begriff von der Umsicht und Wahrheitsliebe, mit welcher das Leben eines außerordentlichen Menschen erzählt sein will“ und er hoffte, Druskowitz möge „auf der betretenen Bahn beharrend, eine zweite glückliche Wahl treffen“. Zuvor aber solle

„bei Gelegenheit ihr die Baronin Ebner ins Ohr sagen: künftig deutlicher zu sprechen und mit den Armen nicht zu rudern. Sie würde dadurch eine andere Person.“⁷⁵

François sah allerdings „eine bittere Enttäuschung voraus“.⁷⁶ Sie hielt ein Porträt über Shelley für nicht mehr zeitgemäß, da das Interesse für den Dichter im deutschsprachigen Raum – ihrer Meinung nach – bereits abgeklungen sei.⁷⁷ Vor allen Dingen problematisierte François aber Druskowitz’ persönlichen Zugang zur Schriftstellerei und

„das Gran geistigen Hochmuts, das sie zu viel hat, weil sie weiß, daß sie rein, edel und kraftvoll ist wie wenige“.⁷⁸

François freue sich aber über Meyers Lob, da er „einem jungen Blaustrumpf, als derselbe sich ziemlich wagehalsig auf die steile und staubige Straße der Literaturhistorie lancirte, einen handlichen Stab zur Stütze gereicht hat“.⁷⁹

2.2. Shelley, Emanzipation und kritische Aufklärung

Helene Druskowitz hatte den Vertreter der englischen Romantik Shelley zum Objekt ihrer Monographie gewählt, weil sie dessen Fähigkeit, Altes mit Neuem zu verbinden, begeisterte. In Shelleys Kunst entdeckte sie eine besondere thematische und sprachliche Kombination von poetologischen Elementen der Klassik und der Moderne. Diese Koexistenz von Vergangenheit und Gegenwart hatte sie fasziniert, weil sie gerade diese Mischung als die optimale Darstellungsmethode ihrer Epoche betrachtete.

Shelley war außerdem der Schwiegersohn von Mary Wollstonecraft. Druskowitz, die die englische Sprache perfekt beherrscht haben dürfte, scheint deren Schrift *A Vindication of the Rights of a Woman* (1792), die im Kontext der kulturellen Debatte über die Menschenrechte zur Zeit der Französischen Revolution erschienen ist, gekannt zu haben. Mary Wollstonecraft kämpft darin argumentativ gegen Edmund Burkes negative Meinung über die Französische Revolution als Grund für die Destabilisierung der Tradition und als Ursache der politischen Instabilität der zentralen Macht an. Sie stellt Talleyrand-Périgords Überzeugungen über die Legitimität eines niedrigeren Erziehungsniveaus für die Mädchen auch angesichts der sozialen Begrenztheit der Frauenwelt und des ideologischen Denkens, die Frau sei nicht so begabt wie der Mann, in Frage und argumentiert, dass Menschenrechte kein Geschlecht haben. Sowohl mit Wollstonecrafts Erziehungspostulat als auch in ihrem Kampf für die Frauenwürde und für die Selbstbewusstwerdung der Männer stimmte Druskowitz mit Wollstonecraft grundsätzlich überein. Sie hat jedoch andere Textformate für ihre mit Mary Wollstonecraft idente Haltung zur menschlichen Emanzipation angewandt.

Helene Druskowitz wandte sich auch gegen eine Mädchenbildung, wie sie in den humanistischen Gymnasien vorgesehen war, indem sie die Einführung der modernen Sprachen und praxisbezogenen Unterricht forderte. Sie wandte sich hauptsächlich gegen das Schiller'sche Frauenideal und die Zwangsehe und schloss sich den Sittlichkeitspostulaten einer freien Gesellschaft an.

2.3. Kritik als literaturästhetisches Verfahren

Wie bereits erwähnt, versuchte Helene Druskowitz auch immer wieder, als Schriftstellerin in die Öffentlichkeit zu gelangen, um eine eigenständige, ökonomische Existenz führen zu können. In politisch und wirtschaftlich tristen Zeiten, die mehr und mehr mit sozialpolitischen Unruhen einhergingen, war das Schreiben von Lustspielen willkommene Abwechslung und – bei Aussicht auf öffentliche Bühnenauf-

führung – Vorfreude auf mehr oder weniger spärlichen Verdienst. Auch Helene Druskowitz bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Beziehen möchte ich mich dabei auf das allerdings nie zur Aufführung gelangte und 1889/90 in Dresden verlegte Lustspiel *Aspasia* beziehungsweise *Die Emancipations-Schwärmerin und dramatische Scherze*.⁸⁰

Ich möchte diesen Text hier deswegen heranziehen, weil er am deutlichsten den Reflexionsraum von Helene Druskowitz' eigenen Erfahrungen als Studentin thematisiert, und die Paradoxien und Zeitgeiststimmungen im Zusammenhang mit emanzipatorischen Aufbrüchen. Druskowitz wählte die Komödie der Irrungen und Wirrungen als reflexives Medium im Gegensatz zu den Pionierinnen der Züricher Universität, die sich, wie die bereits erwähnte Käthe Schirmacher, in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Briefen zu ihrer Studienzeit geäußert haben. Legitim scheint mir eine Heranziehung dieses Textes, wenngleich nur cursorisch, deswegen zu sein, weil aus methodisch-historischer Sicht auch literarische Texte „Schauplätze institutioneller und ideologischer Kämpfe“⁸¹ mit speziellen Produktionsbedingungen und Gestaltungsmitteln sein können. Dabei entsteht eine komplizierte Wechselwirkung dreier verschiedener Kräfte: der Intention der Schriftstellerin und des gewählten Genres, die beide nicht unabhängig von gesellschaftlichen und ideologischen Einflüssen zu denken sind, und der historischen Situation mit ihrer Ereignisstruktur und dem damit verbundenen Wahrheitsdiskurs. Im Versuch, den Gegenstand zur Darstellung zu bringen und dabei eine bestimmte Haltung zu vertreten, agiert der Text Probleme der historisch-kulturellen Situation aus, auf die er sich bezieht und in der er entstanden ist, und transportiert sie in eine eigene Ausdruckssprache.⁸²

Hier geht es darum, von einem rekonstruierten historischen Horizont her Fragen zu stellen, auf die der Text eine Antwort gibt. In dem Lustspiel *Die Emancipationsschwärmerin und andere dramatische Scherze*⁸³ fällt die Antwort von Helene Druskowitz relativ eindeutig aus. Diese steht im Zusammenhang mit Druskowitz' erworbenem bürgerlichem Leistungsethos, das sich insbesondere während ihrer Studienzeit in Zürich verfestigt zu haben scheint.

Den elitären Gedanken, die Universität sei kein geeigneter Ort für alle wissbegierigen Frauen, teilte Helene Druskowitz unter anderem mit Marianne Hainisch: Die Gründerin des ersten Mädchengymnasiums (1892 mit Öffentlichkeitsrecht) aus privaten Mitteln sowie des Bundes österreichischer Frauenvereine (1902) im deutschsprachigen Raum vertrat die Ansicht, dass nur talentierten Frauen der Zugang zu den Hochschulen gestattet sein sollte. Helene Druskowitz war ebenso der Ansicht, dass Studentinnen sich keine Blöße geben dürften und daher einem wesentlich höheren Selbstanspruch folgen müssten als ihre männlichen Kommilitonen.⁸⁴ Der Gedanke, dass sich gerade durch diese Haltung männliche Wissenschaftskulturen

durch soziale Praktiken im Universitäts- und Forschungsbetrieb weiter tradieren würden, lag beiden Frauen fern.

In der Figur der Emancipations-Schwärmerin zeigt Helene Druskowitz die Lächerlichkeit einer sogenannten „Emancipierten“ auf, die als verheiratete, ökonomisch abgesicherte Frau von der Emanzipation schwärmt, alle gelehrten Schriften dazu liest und mit ihren ebenfalls lächerlich gezeichneten Freundinnen emanzipatorische Bestrebungen scheitern lässt: aus Langeweile, aus Tratsch- und Klatschsucht und Intrigantentum. Diesen Figuren stellt sie die Figur einer Studentin gegenüber:

„Mir jedoch scheint, wir Frauen müssten nun handeln und die Freiheit, die uns gewährt ist, nach Kräften benutzen. Jede, die Talent für ein bestimmtes Gebiet besitzt, suche es zu bethätigen, denn nur dadurch, daß die Einzelne Talent zeigt, kann die Meinung von der Befähigung der Frauen im Allgemeinen eine höhere werden. Das Talent allein kann Beweise schaffen. Lassen Sie einer Aerztin eine schwierige Operation, die Diagnose und Beseitigung einer complicirten Krankheit gelingen, und sie wird die Frauenfrage weit mehr fördern, als es hundert öffentliche Reden zu Gunsten unseres Geschlechts thun werden.“⁸⁵

Helene Druskowitz verhandelt außerdem in den dramatischen Scherzen *Er dozirt!*⁸⁶ und *Einsamkeit – das einzige Glück*⁸⁷ unterschiedliche Männlichkeitsentwürfe: In *Er dozirt!* bringt ein ewig dozierender Gymnasialprofessor seine Ehefrau zur Weißglut. Sie sucht sich einen verständigen Hausfreund, der selbsteinsichtig reflektiert: „Es ist ein Fehler der Mehrzahl der Männer, der deutschen Männer insbesondere, nur allzu leicht in breite Redseligkeit zu verfallen. Man nennt zwar die Frauen geschwätzig, die Männer aber sind es ungleich mehr [...] weil man den armen Frauen nicht nur in der Kirche, sondern auch anderweitig das Reden verboten hat.“⁸⁸ In weiterer Folge dozirt dann der Hausfreund über die „armen Frauen“.

In *Einsamkeit – das einzige Glück* wird das Aufeinandertreffen zweier früher befreundeter Gelehrter, die beide sehr unterschiedliche Wissenschaftsansichten vertreten, inszeniert: Dr. Dallberg sitzt hinter seinem Schreibtisch, grübelt über Büchern und hält „die feine, zurückhaltende Art“ hoch. Sein Gegenüber, Dr. Harden, versteht sich als „Naturmensch“ und „Feldforscher“, der längere Zeit durch Südamerika gereist ist. Der Streit um die besseren Ansichten eskaliert. Einig sind sich die beiden lediglich in ihrem Junggesellentum, das sie als erstrebenswerten Lebensstil aus ihrer Studentenzeit inkorporiert haben und Bildung und Wissenschaft als männlich, elitär geprägtes akademisches Bürgerrecht konstituiert wurde.

In einem kurzen Resümee des Lustspiels lässt sich feststellen, dass diese holzschnittartig entworfenen Figuren nicht nur emanzipatorische Bemühungen jener Zeit ad absurdum führen, sondern auch den Streit der Fakultäten, der um Geld,

Konkurrenz und Macht tobte und bei dem die sogenannte „Frauenfrage“ keine Rolle spielte. Zudem war man in dieser Zeit vom allgemeinen Frauenwahlrecht, das erstmals die Idee der Staatsbürgerin auf die politische Agenda hob, mehr als ein Vierteljahrhundert entfernt.

2.4. Abschließende Bemerkungen

Wie ich zu zeigen versucht habe, beanspruchte Helene Druskowitz das Recht auf eine intellektuelle und künstlerische Existenzweise, die sie von bürgerlichen Wertvorstellungen weiblicher Zuschreibungspraxis durch Männer wie Frauen befreien sollte. Als bürgerliche Tochter mit höchstem Leistungsethos, die ihren symbolischen Professorenvätern kaum widersprach, war sie als Studentin höchst willkommen und damit erfolgreich. Als junge Frau mit schriftstellerischen und wissenschaftlichen Ambitionen konnte sie es sich nach und nach ökonomisch nicht mehr leisten, von ihrer Publikationstätigkeit zu leben.

150 Jahre später ist man von einer Neuformulierung der Klassenfrage aus heutiger Sicht in der Wissenschaft in etwa so weit entfernt wie zu Druskowitz' Zeit am spärlichen Beginn ihrer klassischen, öffentlichen Ausformulierung – insbesondere im deutschsprachigen Raum.

Helene Druskowitz ereilte zu ihrer Zeit auch nicht in als gleichwertig zu betrachtender Weise das Schicksal des „abgehobenen Künstlergenies“, wie dies vielfach in der Figur Friedrich Nietzsches gesehen und rezipiert worden ist. Ihre „Überholspur in die Nervenlinik“⁶⁹ ist einem sogenannten Schicksal geschuldet, das sie in der Dynamik ihrer Zeit von der akzeptierten bürgerlichen Tochter zur Ausnahmestudentin im universitären Betrieb und schließlich zur Pariaexistenz mit Titel ohne Mittel werden ließ. Dem eindeutig kategorisierenden Blick in unserer Gegenwart entzieht sie sich dennoch.

Anmerkungen

- 1 Vgl. <http://www.matrikel.uzh.ch/active/static/24938.htm>: Helena Maria Druschkovich Matrikelnr. 4688; Sommersemester Fakultät: philos; Immatrikulationsjahr: 1874; Geburtsdatum 1856; Herkunftsort: Wien; [...]; Angaben zur Vorbildung: privatim; Weggang von der Universität: ab mit Zgn.04.08.1876; prom. 09.11.1878: StAZ U 109 e.1, 1. reguläre Promotion an der Zürcher phil. I – Fakultät (abgesehen von Stephanie Wolicka, die 1875 in absentia promoviert wurde).
- 2 Ein entsprechender Vermerk zu meinen frühen Recherchen zu H.D. findet sich als Fußnote auf Seite 167 in: Hanna Hacker, Frauen und Freundinnen. Studien zur „weiblichen Homosexualität“ am Beispiel Österreich 1870–1938, Weinheim/Basel 1987.

- 3 Sophy Pataki, Hg., Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme, Berlin 1898. Bd. I: Hier findet sich unter dem Eintrag Druskowitz Helene auf Seite 169: Byrons Don Juan. Übers. 1879; Die Emancipations-Schwärmerin. Lustsp. (Neue Ausg.v. „Aspasia“) u. dram. Scherze, (112), Dresden 1890, Petzold.; Drei englische Dichterinnen. Essays, (243), Berlin 1885, Oppenheim; Eugen Dühring. Eine Studie zu seiner Würdigg. (119) Berlin 1888, Dr. R. Salinger; Moderne Versuche eines Religionsersatzes 8. (90) Berlin 1886, Dr. R. Salinger; Perce Bysses Shelley (387), Berlin 1884, Oppenheim; Wie ist Verantwortung u. Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich? (40) Berlin 1887, Dr. R. Salinger; Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. Neue Aus. „Zur neuen Lehre. 8 (53) Heidelberg 1889, Weiss Verlag.
- 4 Helene Druskowitz, Über Lord Byron's Don Juan. Eine litterarisch-ästhetische Abhandlung. Inaugural-Dissertation vorgelegt der hohen philosophischen Facultät der Universität Zürich von Helene Druskowich – Zürich: Zürcher u. Furrer 1879 (Staatsbibliothek Berlin. Signatur: Ah9409)
- 5 Anton Bettelheim, Hg., Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel., 2. verm. Aufl., Berlin/Leipzig 1920.
- 6 Ebd. 299 (siehe Beilage C).
- 7 Helene Druskowitz hat nach unserem heutigen Verständnis nicht in Philosophie, sondern in Literaturwissenschaft promoviert. Sie hat aber an der damaligen philosophischen Fakultät auch Philosophie studiert.
- 8 Ursula Kubes-Hofmann, „Der Mann ist an und für sich kein annehmbares Beispiel“. Anmerkungen zu Helene Druskowitz (1856–1918), in: an.schläge. Das feministische Magazin, Nr. 4, Wien 1986, 16 ff.
- 9 Diese sind: Drei englische Dichterinnen, Berlin 1885; Eugen Dühring. Eine Studie zu seiner Würdigung. Berlin 1888; Moderne Versuche eines Religionsersatzes, Berlin 1886; Perce Bysses Shelley 8. (387), Berlin 1884, Oppenheim; Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. (Neue Aus. „Zur neuen Lehre.“) Heidelberg 1889.
- 10 Ursula Kubes-Hofmann, Bericht über zwei „Entartete“. Rosa Mayreder und Helene Druskowitz, in: Eva Geber, Hg., Die Frauen Wiens. Ein Stadtbuch für Fanny, Frances und Francesca, Wien 1992; Ursula Kubes-Hofmann, Etwas an der Männlichkeit ist nicht in Ordnung. Intellektuelle Frauen am Beispiel Helene Druskowitz und Rosa Mayreder, in: Lisa Fischer/Emil Brix, Hg., Die Frauen der Wiener Moderne, Wien 1997, 124–136.
- 11 Vgl. Traute Hensch, Hg., Helene von Druskowitz, Der Mann als logische und sittliche Unmöglichkeit und als Fluch der Welt. Pessimistische Kardinalsätze, Freiburg 1988; Hinrike Gronewold, Helene Druskowitz 1856–1918. Die geistige Amazone, in: Sibylle Duda/Luise F. Pusch, Hg., Wahnsinn-Frauen, Bd. 1, Frankfurt am Main 1996, 96–122.
- 12 Helene Druskowitz, Pessimistische Kardinalsätze. Ein Vademecum für die freiesten Geister. Wittenberg: Herrosé & Ziemsen, o.J. [1905, meine Hervorhebung], 60. [meine Hervorhebung] Der Text ist online zugänglich auf der Website von austrian literature online: http://www.literature.at/webinterface/library/ALO-BOOK_V01?objid=1045&page=1&zoom=2 (18.2.2014).
- 13 Gudrun Ankele stellt in der meines Erachtens bisher gelungensten Analyse der Letztpublikation „Pessimistischen Kardinalsätze“ anhand der Krankenakte von H.D. berechnete Fragen nach der Rolle des 1891 gegen den Willen von H.D. eingesetzten Sachwalters nach ihrer sofortigen Entmündigung und hinsichtlich der nicht handschriftlich unterzeichneten Erklärung v. H.D. des Inhalts: *Die unterzeichnete behauptet hiermit in dem Werke „Pessimist[ische] Kardinalsätze“ allen ihren philosophischen Gedanken eine Praecision und abschliesse[nden] Ausdruck verliehen zu haben und gibt das feierliche Versprechen keine Anstrengung mehr zu machen eine neue Schrift auf eigenes Risiko drucken zu lassen. Dr. Helene Druskowitz, Mauer-Oehling b. Amstetten N. Oe 21/10 1905:*
 „War er es, der die Veröffentlichung einer neuen Schrift auf eigenes Risiko aufgrund der finanziellen Kosten verhindern wollte? Ging die Forderung nach einer solchen Erklärung von der Anstalt bzw. den Ärzten aus, weil die Ideen zu extrem waren? Oder war es Druskowitz selbst, die – aus welchen Gründen auch immer – diese Erklärung entwarf? Über die Antworten kann wohl nur spekuliert werden.“ Gudrun Ankele, Helene Druskowitz' *Pessimistische Kardinalsätze* (1905) als Manifest, in: *Indecent Exposures*, ed. V. Walker, Vienna: IWM Junior Visiting Fellows' Conferences, Vol. 22/5., 2007.

- 14 Petra Nachbaur, Der Wahnwitz des „Frl. Dr.“ Helene Druskowitz, Emanzipations-Satirikerin der Jahrhundertwende, in: Gilbert Ravy/Jeanne Benay, Hg., Satire – Parodie – Pamphlet. Caricaturen en Autriche à l'époque de François-Joseph (1848–1914), Rouen 1999, 184.
- 15 Am 2. Februar 1891 kam es zur Einweisung der Schriftstellerin, die „nach allem, was aus ihren Schriften und aus den Mittheilungen ihrer Bekannten zu entnehmen ist, eine hochbegabte und gebildete Dame“ war, in das Dresdner Irrenhaus „wegen eines Zustandes von Aufregung und Verwirrtheit mit massenhaften Täuschungen des Gehörs u. Gesichts“. Die Zitate stammen aus der beglaubigten Abschrift des Ärztlichen Zeugnisses aus Dresden in der Krankenakte vom 17. 4. 1891.
- 16 Heute „Therapiezentrum Ybbs mit einer psychiatrischen Abteilung“.
- 17 Heute „Landeskrankenhaus Mauer/NÖ“.
- 18 Die Krankenakte, die sich im Niederösterreichischen Landesarchiv befindet, vermerkt als Todesursache: „Marasmus, Tuberkulose und weitere Leiden“.
- 19 Vgl. Archivmeldung der Rathauskorrespondenz vom 25.4. 2008. Es handelt sich um die Parkanlage Höhe Biraghigasse 38-42/Wolkersbergenstraße 22-24 in Wien 13, Hietzing.
- 20 Ich beziehe mich dabei auf Mary Douglas, *Wie Institutionen denken*, Frankfurt am Main 1991. Douglas fasst Institutionen als Gedächtnissysteme auf, die durch systematisches Erinnern und Vergessen gekennzeichnet sind und daher integraler Bestandteil auch der Organisation von Wissenschaft, in diesem Fall die Wiener Stadtgeschichtsforschung im Zusammenhang mit personenbezogener symbolischer Erinnerungsarbeit im öffentlichen Raum. Douglas spricht in ihrer Arbeit einerseits von einem Prinzip der „struktureller Amnesie“ und davon, dass dabei das Erinnern und Vergessen über das Prinzip der „kognitiven Energieersparnis“ gesteuert wird. 118 f.
- 21 Der Ausdruck Besenpark unterliegt zwei Definitionen: seine Bepflanzung erfolgt nicht über die Höhe eines Besens hinaus und/oder er wird aufgrund seiner Größe, sodass nur ein Besen ausreicht, ihn zu säubern, so benannt.
- 22 Vgl. Peter Burke, *Geschichte als soziales Gedächtnis*, in: Kai Uwe Hemken, Hg., *Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst*, Leipzig 1996, 92–112: „Geht man von der Vielfalt sozialer Identitäten sowie von dem Nebeneinander rivalisierender und alternativer Erinnerungen aus [...], so bringt es freilich mehr, wenn man in pluralistischen Begriffen über den Gebrauch der Erinnerungen in unterschiedlichen sozialen Gruppen nachdenkt“ (104). Burke schlägt daher vor, von „Erinnerungsgemeinschaften“ innerhalb gegebener Gesellschaftssysteme zu sprechen und sie darauf hin zu befragen, wer von wem und warum verlangt, was zu erinnern bzw. wessen Vergangenheitsversion aufgezeichnet und konserviert wird und wessen nicht (105). Damit wirft er die Frage nach Machtverhältnissen vor dem Hintergrund sozialer, in Machtstrukturen eingebundener Gruppen auf und knüpft an Bourdieus Begriff des „kulturellen Unbewussten“ an. Denn auch Burke verweist implizit darauf, dass es neben dem bewussten Gedächtnis auch ein absichtsloses, nicht-intentionales Gedächtnis gibt, so genannte „Vergangenheitsbildung en passant“.
- 23 Vgl. Gerda Lerner, *Die Entstehung des feministischen Bewusstseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung*, Frankfurt am Main/New York 1992.
- 24 Ebd. 333.
- 25 Pierre Bourdieu: Das kulturell Unbewusste, in: Rolf Konersmann, Hg., *Kulturphilosophie*, Leipzig, 1996, 243–253. Bourdieu meint damit die „Haltungen, Fähigkeiten, Kenntnisse, Themen und Probleme“, das ganze „erworbene System von Denk- und Wahrnehmungskategorien“, das ein Künstler oder Intellektueller von seiner „Schule“ vermittelt bekommt. Dies sei, so Bourdieu, aber nicht ein bewusstmachender Vorgang, sondern ein unbewusster, weil: „[...] der Schaffende zu seiner erworbenen wie zu seiner übernommenen Bildung in einem Verhältnis stehe, die besage, dass die Bildung, die er besitze, ihn besitze“, 247.
- 26 Vgl. z. B. Waltraud Heindl/Marina Tichy, Hg., „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück [...]“. *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*, Wien 1993.
- 27 Anne Schlüter, Hg., *Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland*, Pfaffenweiler 1992.
- 28 Doris Stump, *Zugelassen und ausgegrenzt. Pionierinnen des Frauenstudiums an der Universität Zürich*, in: *Verein feministische Wissenschaft Schweiz, Hg., Ebenso neu als kühn. 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich*, Zürich 1988, 15–28.
- 29 So z. B. der Schweizer Soziologe und Bildungsforscher Walter Ruegg als Herausgeber der zwischen 1993 bis 2010 verfassten vierbändigen Ausgabe zur Geschichte der europäischen Universitäten, die

- im Auftrag der Europäischen Rektorenkonferenz (CRE) als Gemeinschaftswerk zahlreicher Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen im C.H. Beck-Verlag epochenstrukturiert seit dem Mittelalter erschienen ist.
- 30 Pierre Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen. Aus dem Französischen von Wolf H. Fietkau, Frankfurt am Main 1970, 115.
 - 31 Eine wichtige Ausnahme ist rezeptionsgeschichtlich dazu die Arbeit von Claudia Huerkamp, die akademische Frauen explizit als Teil des Bildungsbürgertums untersucht; vgl. Claudia Huerkamp, Bildungsbürgerinnen, Göttingen 1996, und dies.: Frauen, Universitäten und Bildungsbürgertum, in: Hannes Siegrist, Hg., Bürgerliche Berufe, Göttingen 1988, 200–222.
 - 32 Patricia Mazón, Academic Citizenship and the Admission of Women to German Universities 1865–1914, Ann Arbor 1995; dies., Gender and the Modern Research University. The Admission of Women to German Higher Education 1865–1914, Stanford 2003; vgl. ebenso dies., Das akademische Bürgerrecht und die Zulassung von Frauen zu den deutschen Universitäten 1865–1914, in: Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung, Bulletin Nr. 23 (2001), Zur Geschichte des Frauenstudiums und Wissenschaftlerinnenkarrieren an deutschen Universitäten, 1–10.
 - 33 Friedrich Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902 (Reprint Hildesheim: Olms 1966), 149.
 - 34 Die hier herangezogenen Handbücher sind Johann Eduard Erdmann, Vorlesungen über akademisches Leben und Studium, Leipzig 1858; Theobald Ziegler, Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1895, und Friedrich Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902. Zit. n. Mazón, Citizenship, 5.
 - 35 Degener, Hg., Wer ist's?, Leipzig 1905, 174.
 - 36 Die vorliegende biographische Darstellung Druskowitz' orientiert sich an Hinrike Gronewold, 1996 (Helene von Druskowitz 1856–1918 „Die geistige Amazone“), 96–122. Sie wurden von mir mit dem Eintrag der Immatriculation verglichen.
 - 37 Vgl. Hinrike Gronewold, Helene Druskowitz 1856–1918. Die geistige Amazone, in: Sibylle Duda/Luise F. Pusch, Hg., Wahnsinns-Frauen, Bd.1., Frankfurt am Main 1996, 96–122.
 - 38 Helene Druskowitz, Unerwartet, Dresden 1889, 102.
 - 39 <http://www.bg8.at/inhalt/die-geschichte-des-piaristengymnasiums>. Dort heißt es: „Denn in der sog. ‚liberalen Ära‘, von etwa 1866 bis 1879, waren die Ansprüche an die Schulen ganz allgemein gestiegen: die wissenschaftlichen und technischen Fortschritte, die auch einen wirtschaftlichen Boom zur Folge hatten, brauchten sehr viele Fachkräfte und Akademiker.“ (4.2.2014).
 - 40 Dr. Lorenz, Das Frauenstudium in Österreich, in: Statistisches Monatszeitschrift, ed. von der Statistischen Zentralkommission, Neue Folge XIX, Brünn 1914, 70, zit. n. Waltraud Heindl, Zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich, in: Waltraud Heindl/Marina Tichy, „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück“. Frauen an der Universität Wien (ab 1897), 2. Aufl., Wien 1993, 24.
 - 41 <http://de.wikipedia.org/wiki/Gr%C3%BCnderkrach>. (4.2.2014).
 - 42 Anton Bettelheim, Briefwechsel (LFR WF 12.9.1881 an CFM), 20–21.
 - 43 <http://www.uzh.ch/about/portrait/history.html> (20.1.2014).
 - 44 vgl. Victor Böhmert, Das Frauenstudium nach den Erfahrungen der Züricher Universität, in: Der Arbeiterfreund, Zürich 1874, 307, zit. n. Else Forrer-Gutknecht, Zur Geschichte des Frauenstudiums an der Universität Zürich, in: Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, Schweizerischer Verband der Akademikerinnen, Zürich, 1928, 28.
 - 45 Daniela Neuman: Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1914), Zürich 1987, 43.
 - 46 Ebd., 45.
 - 47 Vgl. dazu: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen, Hg., Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, Zürich: Rascher & Cie. 1928, 286 f.: „Protokoll der Medizinischen Fakultät: 29. Januar 1867: Der Dekan richtet im Auftrage des FrL. Suslowa, die bisher ohne immatriculiert zu sein, als Auditor die Vorlesungen besuchte, an die Fakultät die Frage, ob dieselbe, sofern sie alle vorgeschriebenen Formalitäten erfüllt, die Zulassung zur Doktorpromotion erhalte. Fick, Biermer, Horner und Eberth sind der Meinung, bevor die Frage, ob das Geschlecht ein Hindernis für die Ertheilung der Doktorwürde sei, discutiert werden könne, solle FrL. Suslowa vorerst sich immatriculieren. Biermer meint, wenn über diesen Punkt an die Erziehungsdirektion eine Frage gestellt würde,

- diese nur auf die Immatriculation, aber nicht auf die Zulassung zur Promotion Bezug nehme. Auf die Frage Fick's, ob die Facultät geneigt sei, dem Frl. Suslowa nach vollzogener Immatriculation die Zulassung zum Doctorexamen und Promotion zu ertheilen, erklärt Biermer, er behalte sich über diese Angelegenheit seine definitive Entscheidung vor. Die weitere Verhandlung hierüber wird verschoben. 2. August 1867: Mündliche Prüfung der Frl. Nadeshda Suslowa, cand. med. von Petersburg. 14. Dezember 1867: Doctorpromotion des Fräulein Nadeshda Suslowa aus Petersburg.“
- 48 Hacker, Frauen, 155.
- 49 Ludimar Herrmann, Das Frauenstudium und die Interessen der Universität, Zürich 1872 (=Separat-
abdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung) 16 f.
- 50 Ebd.
- 51 Forrer-Gutknecht, Else, Zur Geschichte des Frauenstudiums an der Universität Zürich, in: Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, Schweizerischer Verband der Akademikerinnen, Zürich 1928, 26.
- 52 Vgl. Forrer-Gutknecht, 44.
- 53 Vgl. Ebd., 45.
- 54 Ebd., 46.
- 55 Im Jahr 1866 erhielt Victor Böhmert einen Ruf als Professor der Volkswirtschaftslehre an die Universität und das Polytechnikum zu Zürich.
- 56 Victor Böhmert, Das Frauenstudium nach den Erfahrungen der Züricher Universität, in: Der Arbeiterfreund, Zürich 1874, 307.
- 57 Der Hinweis stammt aus der veröffentlichten Habilitation von Friedrich Kittler, Aufschreibesysteme 1800 1900, München 1985, 127. Dort zitiert er aus einem Brief von Friedrich Nietzsche (22.10.1884): „Nachmittags machte ich einen langen Spaziergang mit meiner neuen Freundin Helene Druscowicz, welche einige Häuser weit von der Pension Neptun mit ihrer Mutter wohnt.“
- 58 Käthe Schirmacher, Züricher Studentinnen, Leipzig/Zürich 1896, 5.
- 59 <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/harte-pruefungen-kneipentouren-und-fechtduelle-1.679295>
- 60 siehe Anm. 1.
- 61 siehe Anm. 57.
- 62 Hacker, Frauen, 157.
- 63 Gerda Lerner, Die Entstehung des feministischen Bewusstseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung, Frankfurt am Main/New York 1995, 332.
- 64 Ebd.
- 65 Bettelheim, Briefwechsel, LFR an CFM, Weißenfels, 8.1.82, 39.
- 66 http://www.histvv.uzh.ch/dozenten/dilthey_k.html.
- 67 Anton Bettelheim, LFR 12.9.1881 an CFM., 20–21.
- 68 Bettelheim, Briefwechsel, CFM an LFR, Kilchberg bei Zürich, 25.9.1881, 22.
- 69 Ebd., LFR an CFM, Weißenfels, 16.10.1881, 25–27.
- 70 Marie Ebner-Eschenbach, am 22.10.1881 (Tagebücher 1879–1889), 158.
- 71 Bettelheim, Briefwechsel, LFR an CFM, Weißenfels, 11.12.1881, 32–34.
- 72 Der Hinweis findet sich bei Eric Neiske, Theodor Gottlieb von Hippel als Fürsprecher einer egalitären Stellung der Geschlechter? Das Urteil der deutschen Frauenbewegung und dessen Folgen im historischen Kontext, in: Stephan Meder u. a., Hg., Frauenrecht und Rechtsgeschichte. Die Rechtskämpfe der deutschen Frauenbewegung, Wien 2006, 211–234: „Unklar bleibt namentlich, ob die oftmals vertretene These in Frage gestellt werden soll, dass erst die Französische Revolution den entscheidenden Faktor für die Bekehrung Hippels zum Frauenanwalt dargestellt habe (ähnlich so schon Druskowitz in „Neue Bahnen“, 14. Band, 1882, S. 108).
- 73 Helene Druskowitz, Drei englische Dichterinnen Joanna Baillie, Elizabeth Barrett Browning, George Eliot. Essay, Berlin 1885.
- 74 Ebner-Eschenbach, am 6.11.1882 (Tagebücher 1879–1889), 255.
- 75 Bettelheim, Briefwechsel, CFM an LFR, Kilchberg, 7.11.1883, 89.
- 76 Ebd., LFR an CFM 1.5.1883, 91.
- 77 Ebd.
- 78 Ebd.

- 79 Ebd., (LFR an CFM, 28.2.1884), 132.
- 80 Zunächst unter dem Pseudonym Adalbert Brunn: *Aspasia*. Lustspiel in fünf Aufzügen. – Dresden bei Rudolph Petzold im Jahr 1889, ein Jahr später unter ihrem eigenen Namen: Helene Druskowitz: *Die Emancipations-Schwärmerin*. Lustspiel in fünf Aufzügen (Neue Ausgabe von „Aspasia“) und dramatische Scherze, Dresden bei Rudolf Petzold, 1890.
- 81 Ebd., 11.
- 82 Moritz Baßler, Einleitung, in: ders., Hg., *New Historicism, Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, 2. Aufl., Tübingen/Basel 2001, 7–28, hier 9.
- 83 Helene Druskowitz, *Die Emancipations-Schwärmerin und andere dramatische Scherze*, Dresden 1890. Zusammengefasst u. zitiert nach: Claudia Merz, *Das satirische Schreiben von Helene Druskowitz als Spiegel der Bildungssituation am Ende des 19. Jahrhunderts*, Universität Wien 2011, 65–83.
- 84 Vgl. Harriet Anderson, *Vision und Leidenschaft. Die Frauenbewegung im Fin de Siècle Wiens*, Wien 1994, 144–145.
- 85 Helene Druskowitz, *Die Emancipations-Schwärmerin*, Dresden 1890, 16–17.
- 86 Ebd., (Er dozirt!), 82–90, zusammengefasst u. zitiert n. Merz, *Schreiben*.
- 87 Ebd., (Einsamkeit, das einzige Glück), 92–102, zusammengefasst u. zitiert n. Merz, *Schreiben*.
- 88 Ebd., (Er dozirt!), 84, zusammengefasst und zitiert n. Merz, *Schreiben*.
- 89 Vgl. Christiane Zintzen, *Auf der Überholspur in die Nervenklinik: Helene Druskowitz (1856–1918)*, in: Friedbert Aspetsberger/Konstanze Fliedl, Hg., *Geschlechter. Essays zur Gegenwartsliteratur*, Innsbruck u. a. 2001, 65–95.